

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 194.

Samstag, 21. August

1926.

Das Sechstagerennen.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Doch schon am Nachmittag plagten sie Gewissensbisse. Was hatte sie gestern Abend gedacht? Sie wollte das Stück zuerst verkaufen? Ja, wie denn? Hatte sie etwa die Absicht gehabt, langsam ein Stück nach dem andern herzugeben? Das ging nicht, nein und tausendmal nein! Wie lange noch, dann wanderten die schönen Dinge alle fort, weit hinaus in die Welt und sie —

Und wie das im Leben geht und wie die Menschen nun mal sind, gerade an diesem Abend verspürte sie seit langem wieder Lust, ins Theater zu gehen, und siehe da, zu dem blauen Komplet paßte in den schwarzen Samthut — ihrer Meinung nach — von sämtlichen in Frage kommenden Schmuckstücken natürlich nur die Agraße, die sie am Morgen verkauft hatte. Sie fiel ins nächste Auto, doch der Juwelier schlug bedauernd beide Hände breit: die Agraße sei schon zwei Stunden später, nachdem er sie ins Schaufenster gelegt habe, von einem Herrn gekauft worden. Solche veralteten und geschmacklosen Sachen gingen jetzt in der Zeit der Neuheiten am besten.

Eva packte die Kaufsumme, die sie schon auf den Tisch gelegt hatte, wieder ein, zerriß draußen ihr Theaterbillet und faßte an diesem Abend den Entschluß, einen Beruf zu ergreifen. Die Stabilisierung war inzwischen auch in Österreich durchgeführt, man konnte wieder rechnen und fürs erste hatte sie ja was in der Hand.

Annoncen gab sie auf in allen möglichen Blättern. Erste Bedingung: sie mußte nach dem Ausland, denn hier in Wien würde ihr sicher eines Tages die Dame begegnen, welcher der Herr ihre Agraße geschenkt, und diesen Tag würde sie nicht überleben. Und dann, in einer Stadt, wo man groß war und klein geworden ist, bleibt man auf die Dauer doch nicht. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, als werde sie schon auf der Straße von Leuten, die ihr früher zu Füßen gelegen, gemieden, von dummen Menschen, die andere nach der Größe ihres Geldbeutels einschätzten. Außerdem war sie noch zu jung, um in einer Stadt, aus der sie bisher noch nie herausgekommen war, zu versauern.

Auf die Annoncen meldeten sich verschiedene Leute. Unter anderen auch ein Baron Stalnst in Amsterdam, ein Herr von einigen sechzig Jahren, der, enorm reich und Junggeselle von Beruf, noch lange zu leben, zuerst aber wieder mal eine Weltreise zu machen gedachte. Außer einem Diener, einem Sekretär und dem Chauffeur gedachte er diesmal noch ein weibliches Wesen mitzunehmen, eine Dame der besten Kreise, die ihm Gesellschaft leistete, ihn unterhielt, ihm vorlas und ihn auf seinen Spaziergängen begleitete.

Eva schrieb einen ausführlichen Lebenslauf, legte einige Bilder bei und wartete auf Antwort. Sie kam nach drei Wochen. Der Herr Baron, schrieb der Sekretär, habe sich so lange Zeit gelassen, um zwischen drei Bewerberinnen, welche in die engere Wahl gekommen wären, auszuwählen. Er habe sich endgültig für sie entschieden und erbitte telegraphische Antwort, ob sie noch frei sei und den beigeschlossenen Vertrag unterschreiben werde. Eva las das Schreiben durch, das An-

gebot ließ nichts zu wünschen übrig, sie erhielt ein gutes Gehalt, man sicherte ihr mancherlei Freiheiten zu, sowie eine Abfindungssumme in Höhe eines halben Jahresgehaltes, falls der Baron, gleichgültig aus welchen Gründen, vom Vertrag, der über drei Jahre lief, vorzeitig zu rücktreten sollte.

Eva telegraphierte und schickte den Vertrag unterschrieben im Eilkuvert nach Amsterdam. Sie war glücklich, endlich kam sie hinaus in die weite Welt, hinaus aus der Stadt, die sie jetzt haßte, wie sie früher sie geliebt hatte, begegnete keinen Bekannten mehr, brauchte sie nicht mehr zu grüßen, die jetzt ihren Gruß nur halb erwiderten. Schade um Melchior, dachte sie, von Jutta hätte sie sich gern verabschiedet, aber die hatte sich auch seit Monaten nicht mehr sehen lassen. Und was lag schließlich daran? Sie hatte ein Betätigungsfeld, hatte Arbeit und sah die Welt.

Natürlich konnte sie es nicht über sich bringen, ihren Schmuck im Safe der Bank zurückzulassen. Alles mußte mit. Sie kaufte einen handfesten Schrankkoffer, verstaute alle Schatullen, Schachteln, Dosen, Kästchen und Schächtelchen darin, nahm das Notwendige an Garderobe mit, gab die Wohnung auf, entließ das Mädchen, meldete sich auf der Polizei ab: „Verzogen, unbekannt wohin“ und verließ Wien mit einem Gefühl der Erleichterung.

Gekniet war sie doch.

Sie ahnte nicht, wie sie diese Stadt, die sie im Grunde doch so sehr liebte, wiedersehen sollte.

4. Kapitel.

In einem der ersten Septembertage saßen in einem kleinen Café nahe dem Wiener Stephansdom zwei Männer im Gespräch. Der eine, eine hertulisch gebaute Gestalt, machte gerade keinen sehr günstigen Eindruck, besonders wenn man die tiefen Falten im Gesicht und die unruhig flackernden Augen sah. Heute schaute er noch besonders finster und verdrossen drein, so daß man sich wohl gescheut haben würde, ihn selbst um Feuer zu bitten.

Der andere war ein junger Fant, wobei das Wort Fant nur in der Bedeutung: eingebildeter Paffe gelten soll, aber eine elegante, hübsche Erscheinung, wie sie in Wien nicht selten sind. Er war gut aufgelegt und blickte sorglos in die Welt, obwohl er's schwer hinter den Ohren hatte.

„Mach' dir keinen Kummer, Roni“, sagte er jetzt, „wir werden sie schon finden. Sie ist ja immer in Wien gewesen, seit ihr Mann sich erschossen hat.“

„Ich denke, er ist ertrunken.“

„Du hast ein verflucht gutes Gedächtnis. Natürlich, was red' ich da. Ertrunken ist er, in der Adria.“

„Bei dir weiß man nie, wo man dran ist.“

„Mein Gott, was hast du heute für eine Laune. Man kann sich doch mal irren. Also sie wird mir schon geben, sie muß einfach. Schließlich hab' ich doch ein Anrecht auf das Geld und den Schmuck.“

„Wenn du ein Anrecht hast, kannst du sie ja verhaften. Jeder bessere Rechtsanwalt wird dir den Prozeß

auf Kredit führen, wenn derartige Werte auf dem Spiele stehen."

"Lieber Roni, das weiß ich selbst, aber soll ich mit meiner eigenen Schwester prozessieren? Wenn ich's umsonst haben kann?"

"Ober! Bringen Sie mal das Adressbuch."

Er blätterte, während der andere ihn misstrauisch von der Seite anblickte. Sie kannten sich vom Felde her, und er hatte den aufgeweckten Jungen, der für alles zu haben und für vieles zu gebrauchen war, recht gern, aber er glaubte ihm nicht. Das war zu wenig gesagt, er glaubte ihm nichts. Denn Egon von Henken log, sobald er den Mund auftat, oder er schwindelte oder schnitt auf. So glaubte er auch an die geheimnisvolle Schwester nicht, eine Frau van Draaten, die einen ungeheuer wertvollen Familienschmuck besaß und der zum Teil dem Bruder gehören sollte. Er war gespannt, wie Egon sich aus der Affäre ziehen würde.

"Hier steht's", sagte er jetzt und reichte das Buch herüber.

Roni Radochla las: van Draaten, Frau Eva, Kärtnering 39/1, Telephon.

"Sie hat Telephon. Sie mal die Nummer nach."

Egon erhob sich, ging zur Zelle und rief bei seiner Schwester an. Aber statt ihrer meldete sich die Auskunft und gab bekannt, daß die verlangte Nummer schon seit einem halben Jahre erloschen und bisher nicht wieder vergeben sei. Er hing an. Warum hatte sie ihr Telephon aufgegeben?

Dann zählten sie und gingen.

"Ich bin bloß gespannt, was bei der Sache herauskommt", dachte Radochla, als sie in die Droßke stiegen, die sie in gemütlichem Zotteltrab in den Kärtnering fuhr. Bielleicht war doch etwas wahr an der Geschichte? Daß Henken keinen Anspruch besaß auf das, was seiner Schwester gehörte, davon war er überzeugt. Aber möglich, daß dieser mysteriöse Schmuck in der Tat existierte. Wenn man nur herausbekäme, wo sie ihn aufbewahrt hatte, dann konnte man ihn ja auch bekommen, ohne daß man einen Anspruch darauf besaß.

Radochla war ein Mann für alles. Nicht für alle, nur für sich allein, aber dann — für alles. Eigentlich hörte er auf den sanften Vornamen Hieronymus, wurde aber Roni gerufen und sah sich mühselig, wie er das nannte, durchs Leben. Ein kluger Kopf, ein gerissener Kerl, dessen Fähigkeiten auf dem rechten Posten sich zum Guten hätten entfalten können. Aber für Radochla gab's so leicht nicht den rechten Posten.

"Hast du eine Ahnung, was wir bei deiner Schwester heraus schlagen können?"

"Nun, ich denke, die Hälfte."

"Und was kommt in Frage?"

"Keine Ahnung! Von dem Barvermögen dürfte nicht mehr viel übrig sein, aber der Schmuck ist glatt zwei Millionen wert."

Das log er, weil er ein feiger Charakter war und sich scheute, dem Freunde die Wahrheit zu sagen. Er wußte natürlich ganz genau, daß seine Schwester keinen Pfennig mit in die Ehe gebracht und daß Vermögen und Schmuck von dem verstorbenen Herrn van Draaten stammten. Aber er hatte die Hoffnung, daß seine Schwester ihm aus der Verlegenheit helfen werde. Damals, als seine Eltern sich einiger übler Streiche wegen von ihm lossagten, war sie zwar auf ihrer Seite gewesen, aber inzwischen waren nicht nur Vater und Mutter, sondern auch ihr Mann gestorben, und die Zeit hatte Gras wachsen lassen über Dinge, die sich aus der Entfernung nicht mehr so schwerwiegend ausnahmen.

Das Haus Kärtnering 39 war ein alter Patrizierbau, aber schon etwas vernachlässigt in der Fassade, immerhin machte es auf Radochla einigen Eindruck. Egon ging allein hinein, während Roni draußen wartete, doch er kam bald wieder zurück, äußerst niedergeschlagen. Seine Schwester wohnte nicht mehr hier, hatte das Haus vor acht Monaten verkauft und war nach der Eisenbahngasse Nr. 21 gezogen.

"Keine so vornehme Gegend", bemerkte Radochla spöttisch.

Sie gingen in die Eisenbahngasse 21, wo sie aber auch erfuhren, daß Frau van Draaten vor acht Tagen aus-

gezogen sei. Ins Ausland vermutlich, man wisse nichts Genaues.

Wenig später saßen sie wieder in dem kleinen Café. Was sie tun sollten, wußten sie im Moment nicht. Seit Monaten hatten sie nichts verdient, von der Hand in den Mund gelebt sozusagen. Die Schwester war im Moment nicht zu finden, möglich, daß man ihr später noch mal begegnete.

Radochla sah Henken an und Henken sah seinen Freund an. Sehr intelligent sahen sie beide nicht aus.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sturmfahrt.

Von Hugo von Köller.

Schon seit einigen Tagen erwartete ich in Konstantinopel eine Nachricht, die mich in wichtigen Geschäften nach Deutschland rufen sollte. Und ausgerechnet in der Frühe des Heiligen Abends traf das Telegramm ein, angesichts dessen ich sofort hätte abreißen müssen. Das aber tat ich nun doch nicht, den Weihnachtsabend wollte ich noch mit meiner Familie zusammen verleben. Ich verschob deshalb die Abreise auf den nächsten Tag. Der Landweg über Sofia, Belgrad, Wien war unmöglich, da — wie so häufig in jenen Kinderjahren der orientalischen Eisenbahnen — irgend etwas auf dem Schienenwege in Unordnung und der durchgehende Verkehr nach Westeuropa für längere Zeit gesperrt war. Es blieb also nur der Seeweg über Odessa.

Am Morgen des ersten Weihnachtstages weckte mich ein unheilverkündender Sturm, der die nach dem Bosphorus hinausfliehenden Fenster meines Schlafzimmers erzittern machte. Meine Fahrkarte für die Reise Konstantinopel-Odessa hatte ich bereits auf der russischen Dampfer-Agentur gelöst und am Nachmittag ließ ich mich vom Kai in Galata aus an Bord der "Rossia" übersetzen. Ich traf die Agenten der Linie in eifriger Diskussion mit dem Kapitän über die Frage, ob der Dampfer überhaupt abfahren sollte. Von der Quarantäne-Station Rawat am Ausfluß des Bosphorus ins Schwarze Meer, einige 20 Kilometer von Konstantinopel entfernt, waren böse Wetternachrichten gekommen. Eine Anzahl von Dampfern waren in Rawat vor Anker gegangen, weil sie die Fahrt ins Schwarze Meer bei dem herrschenden Unwetter nicht wagten. Ich hörte den Kapitän sagen: "Ein Ruffe ergibt sich nicht! Ich fahre! Nur alle Frauen und Kinder müssen von Bord!" So geschah es. Auch den männlichen Passagieren wurde anbeimgestellt, die Fahrkarten zurückzugeben. Schließlich waren wir nur noch 7 Herren, die an Bord blieben. Zwei von diesen spielten auf der Reise eine so tragikomische Rolle, daß sie mir in lebhafter Erinnerung geblieben sind. Der eine, ein Ungar mit mächtigem schwarzen Vollbart, litt während der ganzen Reise neben ausgiebiger Seekrankheit an direkter Todesangst und war dabei ganz unfreiwillig furchtbar komisch. Der andere, ein noch jüngerer Herr aus Mitteldeutschland, machte zum erstenmal in seinem Leben eine Seereise. Dieser Herr wollte den forschen Mann markieren, kam dabei aber so jämmerlich in die Brüche, daß er schließlich nur mit einem höchst würdelosen Abgang verschwand.

Wir dampften den Bosphorus hinauf. Der Wind heulte und pfliff in allen Tonarten in der Takelage und in den Ranten der "Rossia", als wolle er uns vorbereiten auf das, was draußen auf offenem Meere unser wartete. Als wir Rawat passierten, konnten wir bereits einen Bld hinaus aufs Meer werfen. Weißgetränzte Wasserberge! — Da erscholl das Kommando: "Schiff klar zum Sturm!" Eine fieberhafte Tätigkeit folgte am Deck diesem bedeutungsvollen Ruf. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde von Deck geschafft, während die Matrosen, die die erste Deckwache hatten, Ölsägen anlegten. — Dann kam das Kommando: "Alle Mann von Deck!" — Alle, die nicht dienstlich an Deck beschäftigt waren, mußten nach unten verschwinden. Die Wachen banden sich mit Striden an Masten oder sonstwo fest. — Jetzt rief die Tischkloche zum Essen. Als wir in den Speisesaal eintraten, sahen wir den Tisch mit den, bei schwerem Wetter üblichen Schlingerlebküsten besetzt, in denen jeder Teller, Glas, Flaschen usw. festgehalten und vor dem Umfallen geschützt wurden. Dieser Anblick verdrängte schon mehreren Herren den Appetit.

Der Dampfer stampfte bereits mächtig gegen die hohen Seen an. Der "forsche Herr" legte sich an meine Seite. "Sind Sie schon öfter auf See gefahren?" fragte er mich. "Als ich bejahte, wollte er von mir wissen, wie man sich bei Sturm auf See verhalten müsse. Das können Sie halten, wie Sie wollen", erwiderte ich. "Ich möchte nicht gerne seekrank werden", versicherte der Brave. "Das glaube ich Ihnen." — "Was kann ich denn dagegen tun?" — "Weiß ich nicht." —

„Werden Sie nicht seefrank?“ — „Nein,“ antwortete ich etwas ungemüthlich; der Mann langweilte mich entsetzlich. „Kann man rauchen?“ fragte er weiter. „Nein Gott — ja! So viel Sie wollen. Ich rate zu den schwersten Zigarren,“ fügte ich boshaft hinzu.

Der Kapitän erschien und nahm seinen Platz am oberen Ende der Tafel ein. Als er sah, daß ich vor der Suppe einige Wodka trank, redete er mich sofort russisch an. Seine Freude war groß, als ich ihm in seiner Muttersprache Rede und Antwort stand. Von allen Seiten kamen nun die üblichen Fragen an ihn, ob wir schlechtes Wetter haben würden, ob nichts zu fürchten sei und ähnlicher Unsinn. Der russische Seebär verstand natürlich kein Wort davon, lächelte nur freundlich und trank einen Wodka nach dem anderen. Ich machte die Herren darauf aufmerksam, daß man derartige Fragen, besonders bei voraussichtlich schlechtem Wetter, niemals an den Kommandanten richtet, kein Kapitän würde darauf antworten; dabei spräche ein alter Seemanns-Aberglaube mit. Aber uns donnerten bereits einige überkommene Seen auf das Deck nieder. Das Schiff stampfte gewaltig. Mein Nachbar fragte mich leise, was das für ein Getöse über uns sei. „Das sind überkommene Sturseen,“ antwortete ich. „Mein Gott,“ rief er entsetzt aus, „das Wasser geht über das Schiff hinweg?“ — „Ja, — deshalb sind wir ja unter Deck geschickt worden.“ — „Wäre ich doch lieber auch ausgeflogen,“ war der letzte Seufzer, den ich von ihm hörte. Er war bereits sehr blaß und verschwand mit mehreren anderen Herren noch während wir die Suppe aßen. Beim nächsten Gang blieben der Kapitän und ich allein am Tisch. Der Ungar, ebenfalls schon grün-gelb unter seinem schwarzen Bart, kam noch zu mir heran und bat mich, den Kapitän zu fragen, warum er nicht auch bei Kowak vor Anker gegangen wäre? „Das kann ich Ihnen selbst beantworten,“ sagte ich, „nämlich, weil er nach Odessa fahren will.“ Ein ungarischer Gluch traf mich, den ich aber nicht verstand. Dann die komische Frage: „Werden wir lebendig kommen in Odessa?“ — „Das kann ich Ihnen erst in Odessa sagen.“ Wieder ein Gluch, — dann war auch der Ungar verschwunden. Nun ließ der Kapitän den ganzen Tisch abräumen, bestellte eine neue Flasche Wodka und — Sekt, dazu eine große Auswahl von Salustis (Delikatessen, die zu Imbissen dienen). Da war russischer Kaviar, russischer Schi, Lachs usw. usw.

Das Wetter wurde immer schlechter. Die „Rossia“ stampfte, rollte und ächzte in allen Fugen. Wir zechten munter weiter. Immer dröhnender stürzten sich die gewaltigen Seen auf das Deck unseres tanzenden Dampfers. Plötzlich gab es einen gewaltigen Ruck und bedenkliches Geknatter über uns. Der alte Seebär lächelte und sagte nur: „Niesschewo“ (es ist nichts). Im selben Moment aber erschienen in allen Kabinettüren, die — wie auf den alten Schiffstypen — in den Eßsaal führten, bleiche Gesichter, die zu den ätternen Gestalten im tiefsten Negligé gehörten, und fragten angst-erfüllt, was nun passiert sei. „Niesschewo, Niesschewo,“ beruhigte der Kapitän und blieb ruhig sitzen. — Der Ungar rief wütend: „Kommen wir lebendig in Odessa, oder nicht?“ Ich lachte über den komischen Kerk und sagte: „Wahrscheinlich nicht.“ Da trafen mich alle „Teremietes“ und sonstigen Flüche, die das ungarische Vokabularium aufweist.

Ein Matrose kam herein und meldete starke Schneeböden. Sofort erhob sich der Kapitän und lud mich ein, mit ihm auf die Brücke zu kommen. Man hatte ihm Eheug gebracht, das er schnell überstreifte. Wir pakteten nun einen Moment ab, wo kein Wasser über Deck kam, und flogen schnell zu der hohen, aber sehr schmalen und ganz freiliegenden Kommandobrücke hinauf. Hier war es ungemüthlich kalt. Durch die Spritzer, die uns sogar hier oben noch erreichten, wurden unsere russischen Papproskas ausgeföhrt; nicht einmal rauchen konnte man also hier oben. Der Anblick aber, den das wild-erregte Meer bot, war unbeschreiblich schön. Während des Schneetreibens konnten wir allerdings gar nichts sehen, nicht einmal den Bug unseres Schiffes. Aber plötzlich wurde es wieder klar und der volle Mond beschien das herrliche Bild der sich überstürzenden Wogen. Häuserhoch wälzten sich die von weißen Schaumküssen gekrönten Wasserberge unaufhörlich heran. Ich erklärte dem Kapitän, daß ich noch nie im Leben ein so großartig schönes Naturschauspiel gesehen habe. — „Sie haben wohl keine Angst?“ fragte mich der Seemann. „Nein,“ erwiderte ich. „Wovor sollte ich Angst haben? Wenn man ein festes Schiff unter sich hat, bildet doch der Seegang keine Gefahr.“ Der Kapitän lächelte giftig, als er bemerkte: „Ja, wenn man ein gutes Schiff unter sich hat! Aber dieser alte morsche Kasten kann einem mal unter den Füßen auseinanderbersten. Ich nehme schon Kurs auf Ost, statt auf Nord-ost, um nicht breit gegen die Seen zu liegen. Wir werden etwa 20 Stunden länger fahren, aber ich riskiere mit der „Rossia“ nicht, die heftigen Anfälle der Wogen mit der Breitseite aufzufangen.“ Diese Äußerungen aus dem Munde eines Schiffskapitäns setzten mich in einige Verwunderung!

Inzwischen wütheten die Elemente immer zügelloser, der Sturm verdoppelte seine Kraft beim Einsetzen neuer Schneeböden; es wurde nachgerade ungemüthlich. — Da segelten hinter einander drei gewaltige Seen über das Schiff, die auch uns auf der Kommandobrücke erreichten. Minutenlang lag der ganze Schiffskörper unter Wasser. Nur wilde weischaumende Wassermassen sah ich unter der Kommandobrücke. Einen Moment erschien die Situation in der Tat kritisch. In meinen durchnässten Kleidern fror ich ganz jämmerlich, so daß ich mich nach der Koje sehnte. Ich wünschte dem Kapitän eine recht vergnügte Nacht und eilte hinunter. Hier sah ich erst, was die überbrechenden Wogen angerichtet hatten. Die Treppentür nach unten zu den Kabinen war von den Seen durchgeschlagen, die Wasser in den Speisesaal gedrungen. Die schwer seefranken Passagiere liefen leichenblau bis an die Knöchel im Wasser herum, auf ihren Gesichtern malte sich Grauen und Todesangst. Ich versuchte zu scherzen und rief: „Freibad, meine Herren!“ Mir solchen Wiken kam ich aber im Moment schlecht an und mußte in meine Kabine flüchten, um mich nicht Unannehmlichkeiten auszusetzen. Bald darauf schlief ich fest ein und erwachte erst spät am Tage. Das Wetter wurde nicht besser; 56 Stunden wurden wir in derselben Weise herumgeworfen, die armen Seefranken litten entsetzlich. Ich aß und trank mit einem so gesegneten Appetit, daß der bedienende Steward mir sagte: „An Ihnen ist auch bei Sturm nichts zu verdienen.“

Als wir endlich im Hafen von Odessa um die Mole dampften, da nahen sich auch wieder die schwankenden Gestalten mit allen Zeichen überstandener großer Leiden auf den blassen Gesichtern, aber glückselig, nun geborgen zu sein. Der junge Mann aus Mitteldeutschland konnte kaum auf den Füßen stehen, aber er lächelte doch freundlich, als er mir zum Abschied die Hand drückte mit der Versicherung, dies sei seine erste und letzte Seereise gewesen.

Ich näherte mich dem Ungarn. „Jetzt kann ich Ihnen auch Ihre Frage beantworten, ob wir kommen lebendig in Odessa“

„Lassen's mich aus!“ rief er wütend und fluchte.

Frauen-Zeitung

Das Zeitalter der Frauenfreundschaft. Es ist ein altes Wort, daß die Frauen für wahre Freundschaften nicht gemacht sind. Alle berühmten Freundespaare der Geschichte von David und Jonathan bis zu Schiller und Goethe sind Männer gewesen, und niemals hat die Dichtung die Freundschaft von Frauen so verherrlicht wie die von Männern. Aber die Frau, die lebt so viele Eigenschaften des Mannes erobert hat, tritt nunmehr auch in das Zeitalter ein, wo sie der echten Freundschaft fähig wird. Dies behauptet wenigstens die Engländerin Diana Bourbon in einem Londoner Blatt. „Eine große, bisher unbekannte Gabe ist der Frau des 20. Jahrhunderts zu teil geworden,“ schreibt sie, „es ist die Gabe des wahren Verständnisses und der tiefen Neigung zum eigenen Geschlecht. In der Vergangenheit, als der Wettbewerb um den Mann für den Hauptinhalt des Frauenlebens galt, als jede Frau in der andern eine Nebenbuhlerin und Feindin sehen wollte, da gab es keine Freundschaft zwischen Frauen in dem Sinne, in dem Männer dieses Wort verstehen. Die Gegenwart hat die alte Behauptung, daß Frauen keine guten Freundinnen miteinander sein könnten, zunichte gemacht; sie hat den Frauen das Gefühl für den außerordentlichen Reiz eröffnet, den eine gute Kameradschaft mit einer andern Frau bietet. Ist doch die Frau seit Jahrhunderten die beste Gefährtin des Mannes gewesen, und sie hat dadurch Eigenschaften entwickelt, die sie zur Kameradin besonders geeignet machen. Im gesellschaftlichen Verkehr, in einer heiteren Gastfreundschaft und im anmutigen Gespräch durfte sie von jeher ihre Vorzüge entfalten; aber der Mann beherrschte auch dieses Bereich ihres Wesens; sie konnte nicht selbst Freundin werden, weil sie zu eng an den Mann gefesselt war. Jetzt aber hat sie die Freiheit und die Gelegenheit erreicht, mit all diesen Gaben andere Frauen zu beschenken und zu beglücken; sie darf sich Freundinnen wählen und mit ihnen in enger Kameradschaft leben. Aberall gehen jetzt Frauen Gesellschaften nur für Frauen, gehen mit andern Frauen auf Ausflüge und teilen mit ihnen ihre Vergnügungen, und sie lernen nun einen Genuß kennen, der ganz rein und ursprünglich ist und der ihnen früher verschlossen war. Niemals sind Frauen so vergnügt, so anmutig, so geistreich, als wenn sie unter sich sind. Die Legende von der Unfähigkeit der Frau zur Freundschaft, die vom Manne verbreitet wurde, ist jetzt in ihrer ganzen Unwahrheit erwiesen, und die Frau ist als ideale Freundin der Frau entdeckt.“



Spiele und Rätsel

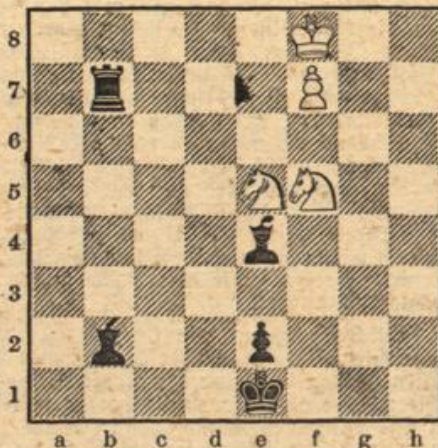


Schach



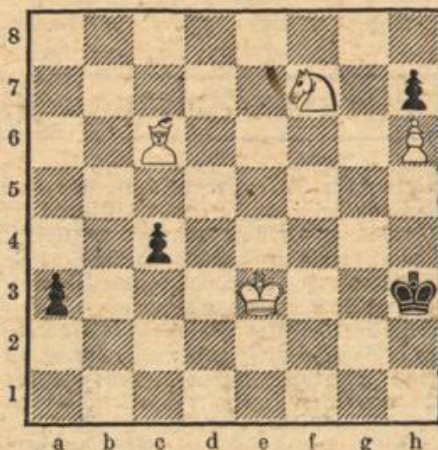
Bearbeitet von Gustav Mehr.

816. P. J. G. Stuiver, Nykerk.



Weiß: Kf8, Se5, f5, Bf7; Schwarz: Ke1, Tb7, Lb2, e4, Be2.
Selbstmatt-Maximum in 4 Zügen.

817. A. Troitzky, Tschernoserje.



Weiß: Ke3, Lc6, Sf7, Bh6; Schwarz: Kh3, Ba3, c4, h7.
Endspiel. Weiß zieht und gewinnt.

Bei dem Maximum oder Längstzüger, dieser Neuheit in der Problemerkunst des Schachspiels, darf der Schwarze immer nur mit der Figur ziehen, die den längsten Schritt machen kann. Gleichzeitig ist er verpflichtet diesen Schritt auch ganz auszuführen. Da der Weiße durch diese Bedingungen das schwarze Spiel ebenfalls mehr oder weniger beherrscht, so ist es verständlich, daß Probleme dieser Kompositionsart sich hauptsächlich zu Selbstmattaufgaben von Weiß eignen. Auch diese neueste Art von Problemen zeigt eine reiche Quelle tiefsinniger Gedanken. — Nr. 817. Eine äußerst schwierige und scharfsinnige Aufgabe, denn wie soll der Sf7 noch rechtzeitig nach a1 gebracht werden können? Das scheint fast untunlich.

In seinem Werkchen „Die Verteidigung des Damen-gambits“ weist Großmeister Dr. Tarrasch auf eine Falle hin, in die der Schwarze bei einer bekannten Variante des gewiegerten Damengambits leicht geraten kann. Da dieses Gambit auch in Wiesbaden mit Vorliebe gespielt wird, werden viele hiesige Spieler den Spielverlauf gern kennen lernen. Nach den Zügen: 1. d4—d5; 2. c4—e6; 3. Sc3—Sf6; 4. Lg5—Le7; 5. e3—Sd7; 6. Sf3—0—0; 7. Tel—c6; 8. Dc2—a6; 9. cxd5—exd5; 10. Ld3—Te8; 11. 0—0—h6; 12. Lf4 sieht der Zug Sh5 für Schwarz sehr verlockend aus, er ist

jedoch ein schwerer Fehler, da Weiß nach 12. . . . Sh5 durch 13. Sxd5! einen Bauer gewinnt. Denn auf Sxf4 nimmt Sd5 zurück und auf cxd5? ist die Dame durch Lc7 gefangen.

Großmeister Reti bittet die Angabe über Blindspielen in der Spalte vom 7. d. M. dahin zu berichtigen, daß er in Sao Paulo 29 und Großmeister Aljechin in Paris 28 Partien gleichzeitig blind spielte.

Während des Turniers um die Rheinmeisterschaft in Kaiserslautern gab Großmeister Bogoljubow eine Simultan-Vorstellung an 34 Brettern, von denen er 27 Partien gewann, 4 Remis machte und nur 3 verlor.

Es ist erfreulich zu sehen, wie auch in unserer Umgebung die Schachvereine wie Pilze aus der Erde schießen, überall herrscht reges Schachleben, auch bei den Vereinen unter sich. So erwartet morgen Sonntag, den 22. d. M., Erbach den Schachverein Bierstadt zu einem Wettkampf.

Lösungen.

Von nun an werden die Lösungen der Aufgaben erst drei Wochen nach deren Erscheinen veröffentlicht werden, da sich die bisherige Spanne Zeit von 14 Tagen als zu kurz erwiesen hat. — H. H., Wiesbaden. Wiederum wunschgemäß eine Probe des Neuesten in der Problemerkunst. H. S., Wiesbaden. Weltmeister Dr. Lasker ist 1868, Großmeister Dr. Tarrasch 1862 geboren.



Rätsel



Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus den Silben: a, a, a, al, au, bel, bra, burg, che, co, de, del, den, ei, er, fraß, genz, glas, ham, i, kog, la, lär, lot, ma, mi, na, nak, ne, ne, nei, no, no, o, re, ri, ri, spel, ta, to, viel, zur sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Shakespeares „Hamlet“ ergeben. (sp = ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1. Naturereignis, 2. Vorbild, 3. Seemacht, 4. Obstbaum, 5. Probiergläschen für Chemiker, 6. Patriarch, 7. Rüge, 8. Nimmersatt, 9. Fluß in Südamerika, 10. Schulklasse, 11. Farbe, 12. Nadelbaum, 13. Unterhaltungsspiel, 14. Likör, 15. ostpreussische Stadt, 16. Schulfestsaal.

Worträtsel.

Mit der Blüte süßem Duft,
Würz' ich reich im Mai die Luft,
Doch verändert sich ein Laut,
Liebchen, daß dir nur nicht graut,
Fahre ich weit übers Meer,
Riech' nach Tabak und nach Teer.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 188.

Problem „Der Rettungsring“: Stille Wasser sind tief.
— Magisches Quadrat: 1. Adam, 2. Diebe, 3. Lesen, 4. Ebert, 5. Rente. — Wandelrätsel: Goethe, Goetze, Götze, Göre, Höre, Höhe, Höhle, Hölle, Helle, Heller, Hiller, Schiller.